

Zum Berufsleben des verstorbenen Ostschweizer Journalisten Louis Mettler

Louis

Louis Mettler war einer der besten Ostschweizer Journalisten. Nur leben konnte er davon nicht.

MICHAEL WALTHER

“Bei Louis‘ Artikeln gab es nie Probleme”, sagt ein Kollege, der jahrelang mit ihm zusammenarbeitete. Wo Journalistinnen und Journalisten an Themen arbeiten, gibt es immer Reklamationen, weil sich jemand der Beschriebenen nicht richtig wiedergegeben fühlt. “Bei Louis war nie was” heisst nicht, dass er anbiedernd, unkritisch oder gar ein Wasserträger war. Es bedeutet, dass er präzise war. Was er schrieb, stimmte, so dass niemand etwas dagegen sagen konnte, auch wenn es kritisch war. Kurz: Er war fair, und das sozusagen immer – mehr kann man als Journalist eigentlich gar nicht erreichen.

98 Artikel schrieb Louis Mettler in seinem letzten Lebensjahr für die “Appenzeller Zeitung” und das “St.Galler Tagblatt”, 33 waren es allein seit dem 1. Januar, das gibt jeden zweieinhalften Arbeitstag einen Text, alle um die 3500 Zeichen lang, 350 000 druckreife Anschläge, jedes Jahr die Hälfte eines Romans.

“Wir werden noch lange daran denken, das wäre etwas für Louis gewesen”, wird im Nachruf des “St.Galler Tagblatts” ein Kollege zitiert. “Etwas für Louis”, das hiess vorab ein soziales Thema, etwas über Menschen oder eine Institution, die er dann nicht papierte, sondern mit Sachkenntnis und einwandfreiem Gespür für Anliegen und Zusammenhänge beschrieb. “Sensibel”, nennen ihn alle, die über ihn reden. Sogar Titelschreiben konnte er, sieht man, wenn man die Artikeldatenbank des “Tagblatts” durchschaut. Louis‘ Qualitäten sind unbestritten.

Nur leben konnte er davon nicht. Ein Artikel bringt 200, eher 150 Franken. Mehrfach verkaufen kann man die Texte seit der Monopolisierung nicht mehr. Und so hat Louis für seine 100 “Tagblatt”- und “Appenzeller Zeitung”-Artikel im letzten Jahr allerhöchstens 20 000 Franken bekommen. Das ist zu wenig für mindestens 100 Tage Aufwand – zu wenig für einen selbstständig Arbeitenden, der sein Büro und seine Versicherungen selber bezahlen muss und zu wenig für einen Familienvater mit einem Sohn.

Um zu überleben, nahm Louis PR-Aufträge an. Die Pressemappe für die Olma war von ihm. Ausserdem hatte er die Redaktion des “Magnet”, des Blatts der evangelischen Landeskirchen beider Appenzell. Weil er auch diese Brotjobs nicht zum blossen Gelderwerb, sondern mit Anspruch und Engagement machte, war er auch hier besser. Der “Magnet” hatte den Ruf, weit aus den andern kirchlichen Blättern hervorzustechen. Anspruch heisst aber immer auch Anstrengung und – zeitlichen – Mehraufwand. Hinzu kam noch die Erwerbstätigkeit Louis‘ Frau. Die

Familie war auf zwei Einkommen angewiesen.

“Er hat eigentlich nie Nein gesagt, auch nicht bei sogenannten ‚Hundsverlocheten‘“, sagt ein weiterer Kollege. Doch wenn freie Journalistinnen und Journalisten Aufträge ablehnen, ist das nicht ganz unverständlich. Die Festangestellten mit den mehr oder weniger geregelten Arbeitszeiten schicken ihre freien Kollegen nämlich mit Vorliebe am Abend, am Wochenende oder im Sommerloch auf die Piste. Diese Arbeit ist nicht ganz sozial. Louis hat sich bemüht, für seine Familie, die ihm sehr, sehr viel bedeutete, präsent zu sein. Ein Clinch. Wenn man freischaffend ist und wieder einmal am Wochenende gearbeitet hat, kann man zwar am Montag frei nehmen. Aber dann ist der Bub in der Schule.

Sorgen, die nicht gesünder machen. Louis wusste seit zwei Jahren, dass er ein Lungenleiden hatte. Natürlich geht es nicht darum nachzuweisen, dass die Arbeitsbedingungen Louis nicht immer gut taten. Statistisch ist es jedoch klar, dass dem so ist.

Er hat übrigens gar nicht geklagt. Aber er hat bis fast zuletzt darüber nachgedacht, sich auch einen “9-bis-17-Uhr-Job” zu nehmen. Unlängst hatte er sich fast für die Festanstellung bei einer Zeitschrift entschieden. Dafür hätte er die Redaktion des “Magnet” an den Nagel hängen müssen. Am Schluss entschied er sich doch wieder dagegen. Der Rückzug ins Büro passte ihm nicht. Am Schluss bewertete er den Kontakt mit den Menschen – das, was ihn überhaupt in den Journalismus gebracht hatte – doch wieder höher.

Damit ist auch beantwortet, warum Louis trotz allem mit seiner Arbeit nie aufhörte. Weil er sie liebte. Aber es ist natürlich ein Idealismus, der schief läuft, wenn Einzelmasken wie Mettler mit ihren – guten, geschätzten – Artikeln die Verläge subventionieren, in diesem Fall den Appenzeller Verlag, aber auch einen Konzern wie die NZZ.

Wegen seiner Krankheit hätte er – eigentlich – seit zwei Jahren nicht mehr ganz voll arbeiten sollen. “Was soll ich herumsitzen?” fragte er und fügte bei: “Abgesehen davon, kann ich mir das als freier Journalist überhaupt leisten?”

Was waren seine Träume? Er hat sie mitgenommen. Wohl am ehesten waren sie beim Appenzeller Verlag verwirklicht, wo längere Texte, längere Porträts schreiben konnte, noch sensibler, seiner mutmasslichen Natur eher gemäss. Reich ist er auch davon nicht geworden. Postum wird beim Appenzeller Verlag ein Buch von ihm erscheinen. Das klingt gut in den Ohren der Nachwelt. Ihm selber nützt es herzlich wenig.

Am 24. März, einem Samstag, hat er bis zum Abend gearbeitet. Dann hatte er Schüttelfröste und Fieber. Am andern Morgen verlangte er, ins Spital zu gehen. Es war eine Lungenentzündung. Danach ging es rapid bergab. Louis, mit allen seinen vielen Werten, konnte sich nicht anständig verabschieden. Er war erst 45 Jahre alt.

Über die Berufsgeschichte von Louis sollen all die auch nachdenken, die ihn jetzt

loben und die ihn als Geschichtschreiber für sich schätzten.

Es wird vielleicht Leute geben, die sagen, das sei nicht pietätvoll, so über einen Toten zu schreiben. Die Frage ist, was für eine Pietät es ist, wenn man von dem, was ist, nicht schreibt.

April 2001

“Saiten”, Mai 2001